

## Montis auri pollicens

### Mittelalterliche Weltanschauung und die Entdeckung Amerikas<sup>1</sup>

#### I.

So ganz neu, wie es der in Mode gekommene (und damit abgeschliffene) Begriff *Mentalitätsgeschichte* suggerieren könnte, ist der Gedanke nicht, daß sich Vorstellungen, die sich die Menschen von der Welt machen, Mentalitäten also, nicht ad hoc und auf Grund bestimmter ökonomischer Fakten formen und umformen, sondern daß dies ein unendlich komplizierter Vorgang ist, und daß die Mentalitäten sehr beharrlich sind – und äußerst wirksam.

Den Begriff der Mentalität hat Theodor W. Adorno in seinen *Studien zum autoritären Charakter*<sup>2</sup>, die in den vierziger Jahren entstanden, des öfteren verwendet und am „potentiell faschistischen Charakter“<sup>3</sup> gezeigt, daß seine (und nicht nur seine!) Mentalität „als Produkt der Wechselwirkung zwischen dem kulturellen Klima des Vorurteils und den ‚psychischen‘ Reaktionen auf dieses Klima betrachtet werden [muß]. Es besteht nicht nur aus groben äußeren Faktoren wie ökonomischen und sozialen Bedingungen, sondern aus Meinungen, Ideen, Anschauungen und Verhaltensweisen, die als die des Individuums erscheinen, die aber weder seinem autonomen Denken noch seiner unabhängigen psychischen Entwicklung entspringen, sondern auf seine Zugehörigkeit zu unserer Kultur zurückgehen. Diese objektiven Schablonen sind derart durchdringend in ihrem Einfluß, daß es gleichermaßen schwierig ist zu erklären, warum ein Mensch ihnen widersteht, wie auch, warum ein anderer sie akzeptiert“<sup>4</sup>.

War Adorno vor allem an der Lösung des zuletzt genannten Problems interessiert, gingen in den letzten Jahrzehnten vor allem die Historiker der Schule der *Annales* daran zu erforschen, wie „diese Schablonen“ entstanden und warum sie derart penetranten Einfluß auf das menschliche Denken haben. Der Zentralbegriff dieser Forschungsrichtung ist die „longue durée“: „Die Gegenwart stammt gleichzeitig aus dem Gestern, dem Vorgestern und dem Einst“<sup>5</sup>. Zieht der Historiker aus dieser gewiß ebenso banalen wie umfassenden Erkenntnis die logische Konsequenz, so steht er vor einer ungeheuren Aufgabe, deren Erledigung die Kräfte nicht nur des einzelnen Historikers überfordert. Georges Duby hat die Schwierigkeiten benannt: „Um die ideologischen Systeme aus dem Staub der Vergangenheit auszugraben, ist es unumgänglich, eine Menge verstreuter Zeichen ausfindig zu machen, sie miteinander zu verbinden und zu interpretieren. Der Historiker muß entziffern und entschlüsseln. Doch das ist noch nicht genug – im Laufe dieser Arbeit muß er sich so gut es ihm möglich ist auch von denjenigen ideologischen Zwängen befreien, in denen er selbst gefangen ist.“

Zu den dokumentarischen Quellen, die am leichtesten zugänglich sind und die deutlichsten Aussagen enthalten, gehören natürlich alle Propagandaschriften,

die Traktate über das gute Verhalten, die erbaulichen Reden, die Manifeste, Pamphlete, Predigten, Loblieder, Epitaphe und die Biographien der beispielhaften Helden; kurz alle verbalen Äußerungen, die ein bestimmtes gesellschaftliches Milieu über die von ihm verehrten Tugenden und die von ihm verworfenen Laster liefert; Äußerungen, die ihm dazu dienen, jene Ethik zu verteidigen und zu propagieren, die seinem guten Gewissen zugrunde liegt. Aber im Laufe von Untersuchungen dieser Art stellt sich heraus, daß schließlich kein einziger Text vernachlässigt werden darf. Auch das Vokabular der Berichte, der dramatischen Werke, der Briefwechsel, der gelehrten Bücher, auch das ausnehmend konservative Vokabular der Liturgien, der Verordnungen und der gerichtlichen Urkunden muß genauestens unter die Lupe genommen und nach enthüllenden Begriffen untersucht werden – ja, mehr noch als nach Worten, nach Redewendungen, Metaphern und der Art, wie die Vokabeln miteinander verbunden sind; denn darin spiegelt sich unbewußt das Bild, das eine bestimmte Gruppe in einem gegebenen Augenblick von sich selbst und den anderen hat. Trotz alledem ist es gut möglich, daß die Sammlung der ungeschriebenen Dokumente noch reichlicher ausfällt, da die Ideologie oft noch direkter und prägnanter in der Verknüpfung sichtbarer Zeichen zum Ausdruck kommt. Die Embleme, die Trachten, der Schmuck, die Insignien, die Gesten, die äußeren Rahmen und Anordnungen von Festen und Zeremonien, die Einteilung des sozialen Raums – all diese Dinge zeugen von einer bestimmten erträumten Ordnung des Universums. In diesem besonderen und zentralen Bereich der Gesellschaftsgeschichte muß die Forschung ihr Augenmerk auf alle figurativen Gegenstände richten, auf die Struktur der Bauwerke, ihren Dekor und die vielen in Stein gehauenen oder gemalten Bilder, die ein Quellenmaterial ersten Ranges darstellen<sup>6</sup>.

Das Œuvre Braudels, Dubys und LeGoffs (um nur die Bekannteren zu nennen) zeigt die Schwierigkeiten dieser ‚Methode‘, aber auch die Faszination, die von ihr und den von ihr erarbeiteten Ergebnissen ausgeht. Das Imaginäre, lange Zeit von der historischen Wissenschaft als Phantasterei, Träumerei oder gar schlechte Ideologie aus ihren Forschungen ferngehalten (in die es freilich – als *Zeitgeist* getarnt – heimlich Einlaß fand), erweist sich mehr und mehr als geschichtsmächtige Kraft, die im Zusammenspiel mit den *realen* Kräften der Ökonomie, der Technik und der Sozialverbände die Geschichte bewegt.

Die Literaturwissenschaft, seit eh und je mit „Träumen, Phantasiewelt, Zauberverhaftem und Wunderbarem“<sup>7</sup> beschäftigt, findet den Zugang zur Mentalitätsgeschichte leichter. Allerdings besteht die Gefahr, daß Wissenschaftler, die in der deutschen geistesgeschichtlichen Tradition zu denken und zu arbeiten gelernt haben, geneigt sein könnten, Mentalitätsgeschichte als neue und wegen ihrer Modernität unangreifbare Form von Geistesgeschichte zu sehen. Dagegen gilt es an dem Postulat der französischen Historiker festzuhalten, dem „Verlangen nach einer umfassenden Geschichte, bei der sich materielle Lebensbedingungen und Kultur gegenseitig durchdringen...“<sup>8</sup>.

Die Vertreter dieser ‚Methode‘ verzichten weitgehend auf eine ausgefaltete Methodik und sind eher daran interessiert, „das konstruierte Schiff auf das Wasser zu setzen und zu sehen, ob es schwimmt“<sup>9</sup>. So will ich denn auch mein Schiffchen aufs Wasser setzen und probieren, ob es oben bleibt.

## II.

1493 veröffentlicht der Nürnberger Arzt und Humanist Hartmann Schedel (1440–1514) seine Weltchronik, zuerst in Latein, dann, noch im gleichen Jahr, in deutscher Übersetzung durch Georg Alt, beide Ausgaben ausgestattet mit Bildern von Pleydenwurff und Wolgemut, die die Beliebtheit dieses Werkes bis in unser Jahrhundert mitverursachten<sup>10</sup>.

Als Aufbauschema benutzte der Humanist aber nicht eine humanistische Geschichtskonstruktion, wie sie in Deutschland (und gerade in Nürnberg) Sigismund Meisterlin ansatzweise entwickelt hatte, und niemand wird ihm konstatieren wollen, daß er dazu neige, „über historische Ereignisse auf streng rationaler Basis zu berichten“<sup>11</sup>, was Kristeller als ein bedeutendes Unterscheidungsmerkmal humanistischer Historiographie nennt.

Nein, Schedel unterteilt die Geschichte in die bekannten sechs Weltalter, ein Schema, ich rufe es nur in Erinnerung, das innerhalb des Christentums auf Augustinus und Orosius zurückgeht und das Sechstageswerk der Schöpfung zum Vorbild hat. Innerhalb dieses Schemas – und zwar im Abschnitt des 2. Weltalters, das mit „noe nach der gemainen sintfluß“ beginnt und „bis auff abraham reicht“ – erzählt Schedel nach alter Weise auch von Indien. Ich will nicht eingehen auf die Hundsköpfigen, Einäugigen, Kopflösen, Zungenlosen, Großlippigen, Großohrigen, Pferdefüßigen, Einbeinigen und sonstigen Monster<sup>12</sup>, die natürlich (natürlich?) auch bei Schedel nicht fehlen dürfen, sondern nur einen einzigen Punkt herausgreifen. Indien habe, berichtet Schedel, „vil volcks vnd stett. vnd ein innsel Thephana genant vol edelßgestains vnd elephanten. auch die innseln crisem und argirem. reich an gold und silber“<sup>13</sup>. Ein kleines Stückchen weiter, nachdem er minutiös die reichen Schätze Indiens vom Pfeffer über das Elfenbein bis zu den vielen Edelsteinen aufgezählt hat, „nach den. den edeln frawen ir begird printt“, kommt er noch einmal auf das Gold zurück: „da sind auch güldinn perg zu den mag nymant kommen vor tragken greyffen und wunder grossen menschen“<sup>14</sup>.

Woher hat er sein Wissen? Gewiß nicht aus der Empirie. Der Landweg nach Asien war zwar seit Jahrtausenden bekannt, aber seit dem Ende der Antike aus bekannten Gründen nur noch selten von Europäern begangen worden, Marco Polo ist bis heute der bekannteste unter ihnen. Der Seeweg nach Indien wurde eben erst von den Portugiesen erkundet. Bartolomeu Dias hatte fünf Jahre zuvor das Kap der Guten Hoffnung umfahren, aber weitere fünf Jahre mußten noch vergehen, ehe Vasco da Gama Calicut erreichte<sup>15</sup>.

Sein Wissen hatte Schedel aus der Tradition<sup>16</sup>. Von Indien wußte schon die Spätantike weniger aus unmittelbarer Anschauung oder direkter Nachricht als vielmehr aus der riesigen Kompilation des Wissens, die Plinius Secundus, genannt der Ältere, in den 37 Büchern seiner *Naturalis historiae* in der Mitte des ersten nachchristlichen Jahrhunderts zusammengestellt und dem Prinzen Titus gewidmet hatte.

Bei ihm ist zu lesen von den Inseln „Chryse et Argyre, fertilis metallis, ut credo: nam quod aliqui tradidere aureum argentumque his solum esse haut facile crediderim“<sup>17</sup>. Zu deutsch: „Chryse und Argyre, die beide, wie ich glaube, reich an Erzen sind – ich glaube aber kaum, was einige Schriftsteller erzählen, daß dort

nur Gold- und Silberminen sind“. (Noch an drei weiteren Stellen<sup>18</sup>, wenn ich keine übersehen habe, berichtet er von reichen Goldvorkommen in Indien).

Doch nicht Plinius war hauptsächlich der Gewährsmann des Mittelalters sondern Gaius Julius Solinus, der vermutlich im dritten Jahrhundert nach Christus lebte und des Plinius (und anderer) Werke ausschrieb – und zwar unter dem Aspekt der Sensation, nicht des sachlichen Berichts, wie ihn noch Plinius wenigstens angestrebt hatte.

In seinen *Collectanea rerum memorabilium* lautet die entsprechende Stelle: „extra Indi ostium sunt insulae duae Chryse et Argyre adeo fecundae copia metallorum, ut plerique eas aurea sola habere prodiderint et argentea“<sup>19</sup>. – „Vor der Mündung des Indus gibt es zwei Inseln, Chryse und Argyre, die so fruchtbar (= reich) sind durch die Menge von Metallen, daß sehr viele überlieferten, daß sie nur Gold- und Silberbergwerke hätten“.

Die Änderung, die Solinus gegenüber Plinius vornimmt, ist nur minimal, aber folgenreich. Für Plinius war der Bericht über Indien noch einer über ein Land, das zwar schon ‚fabelhaft‘ war, mit dem aber eine Großmacht wie Rom jederzeit in Kontakt treten konnte – oder mußte. So berichtet er nicht nur genauer und kritischer über Rohstoffe, sondern auch über die militärische Macht der jeweiligen Herrscher. Solinus hat die Augen schon vom realen Indien abgewandt, und damit gewinnt die Tradition und ihre Auslegung eine neue Qualität. Gegenüber der Skepsis des Plinius – „haut facile crediderim“ – gewinnt das tradierte Gewicht: „plerique eas aurea sola habere prodiderint“. Immerhin steht da noch der Konjunktiv. Das wird sich ändern.

Das antike Wissen von reichen Erzvorkommen geht über in die Vorstellung von Goldinseln. Und diese wiederum gewinnt ihre Dignität im Zusammenhang mit einer anderen Entwicklung, der Hinwendung zur Statik: „nihil innouetur . . . nisi quod traditum est“<sup>20</sup>, sagt Cyprian, Stephanus zitierend, schon im 3. Jahrhundert. Und wenn man noch seinen berühmten Satz „salus extra ecclesiam non est“<sup>21</sup> hinzunimmt, dann ist schon ungefähr umschrieben, welches Gewicht die Tradition, die kirchliche und die von der Kirche approbierte antike Tradition, für die Entwicklung der Vorstellung von den Goldinseln gehabt hat: sie wurde so unanzweifelbar wie die Offenbarung, war sie doch deren Teil. Hinzu kommt, daß Indien in der Vorstellung des Mittelalters in die Nähe des Paradieses rückte und partiell mit diesem identifiziert wurde<sup>22</sup>. Immerhin gibt es unter den vielen Vermutungen, wo genau gelegen und wie beschaffen das Paradies sei, auch die, daß es auf einer Insel liege. Auf einer Insel lokalisiert Ranulph Higden (ca. 1360) auch das zweite Goldland des Alten Testaments, Ophir. Kommt hinzu, daß das Paradies zu betreten den sündigen Menschen verboten ist. Also muß es von einem unüberwindlichen Schutzwall von Bergen oder Feuer umgeben und dieser von wilden, gefährlichen Tieren bewohnt sein.

Den Ton gibt in dieser Hinsicht (wie in so vielen anderen) Isidor von Sevilla im 7. Jhd. (Bischof von 600–636) in seinen Etymologien an, von denen noch immer fast 1000 Hss.<sup>23</sup> erhalten sind. Wir können also auch ohne Spezialuntersuchung davon ausgehen, daß seine Ansichten (nicht nur über Indien) im ganzen christlichen Europa bekannt waren. Indien hat nach Isidor „gentes multas et oppida, insulam quoque Taprobanen gemmis et elephantis refertam, Chrysam et

Argyren auro argentoque fecundas“ – „viele Völker und Städte, zu diesem Land zählt auch die Insel Taprobane, die voll von Edelsteinen und Elefanten ist, ferner Chryse und Argyre, welche reich an Gold und Silber sind“. Ein kleines Stückchen weiter, nachdem er minutiös die reichen Schätze Indiens vom Pfeffer über das Elfenbein bis zu den vielen Edelsteinen aufgezählt hat, „quibus nobilium feminarum ardet ambitio“ – „nach denen vornehme Frauen heiß verlangen“, kommt er noch einmal auf das Gold zurück: „Ibi sunt et montes aurei, quos adire propter dracones, et gryphes, et immensorum hominum monstra impossibile est“<sup>24</sup>. „Dort gibt es auch goldene Berge, die aufzusuchen wegen der Drachen, Greife und menschlichen Scheusale unmöglich ist“. Dies ist wörtlich das, was Schedel mitteilt<sup>25</sup>. Wichtig scheint mir, daß für die Vorstellung der mittelalterlichen Menschen das antike Wissen von Erzvorkommen nun ergänzt und erweitert wird durch die (für uns!) märchenhafte Mitteilung, in Indien gebe es *Goldberge*<sup>26</sup>. Damit wird dieses in Paradiesnähe gelegene Land zum reichsten Land der Erde, dessen immer variierend wiederholte Beschreibung Wünsche wecken konnte. (Ich gehe hier nicht weiter ein auf die im 12. Jhd., genauer: seit 1122<sup>27</sup>, hinzugekommene Attraktivität Indiens durch den Priesterkönig Johannes und sein christliches Reich. Immerhin ist im anonymen Bericht über die Ankunft eines Patriarchen aus Indien<sup>28</sup> vor Papst Calixt II. (Papst 1119–1124) über dieses Land zu lesen: „Per medium cuius Physon, unus de paradisi fluminibus, limpидissimis emanat aquis, aurum preciosissimum atque gemnas preciosissimas foras emittens“<sup>29</sup>, unde Indicae regiones opulentissimae fiunt“<sup>30</sup> – „Durch seine Mitte fließt der Physon, einer der Paradiesesflüsse; er führt mit seinem sehr klaren Wasser überaus kostbares Gold und Edelsteine von höchstem Wert nach draußen, wodurch die Regionen Indiens unermeßlich reich werden“. Im eigentlichen Brief des angeblichen Priesterkönigs, der angeblich an den byzantinischen Kaiser Emanuel gerichtet war und von dem schon Zarncke neben den Drucken des 15. und 16. Jahrhunderts etwa 100 Handschriften aus „Deutschland, Frankreich, England und Italien“<sup>31</sup> kannte<sup>32</sup>, heißt es von Indien, daß es wie das gelobte Land des Alten Testaments<sup>33</sup> „melle fluit lacte habundat“<sup>34</sup>, und von seinem Herrscher: „In auro et argento et lapidibus preciosis, elephantibus, dromedariis, camelis et canibus habundat serenitas nostra“<sup>35</sup>. – „Unsere Majestät besitzt Gold, Silber, kostbare Steine, Elefanten, Dromedare, Kamele und Hunde im Überfluß“. Seinem Kriegsheer werden 13 „curces magnas . . . factas ex auro et lapidibus pretiosis“<sup>36</sup> – „große Kreuze . . . , gefertigt aus Gold und Edelsteinen“ vorangetragen, und zum Nachweis seiner Majestät, „ut omnes intelligant nos dominum esse dominantium“<sup>37</sup>, – „damit alle erkennen, daß Wir der Herr der Herren sind“, ein „vas argenteum, plenum auro“<sup>38</sup> – „silbernes Gefäß, gefüllt mit Gold“. Kein Wunder, daß die Vorstellung von seinem Reich mit der von den Goldinseln und Goldbergen in den Köpfen der Menschen verschmolz<sup>39</sup>. Aber noch blieb dieses Wissen den Gebildeten vorbehalten, das heißt den Klerikern. Und es war noch nichts weiter als ein Bestandteil von deren Überlegungen über die Beschaffenheit der Welt und den Sinn dieser Welt. So erscheint dieses Wissen auch beim Polyhistor des 12. Jahrhunderts, Honorius Augustodunensis. In seinen *de imagine mundi libri tres*<sup>40</sup> lautet die entsprechende Stelle: „In hoc etiam Christa et Argare insulae, auro et argento fecundae et semper floridae. Ibi sunt et montes aurei, qui

propter dracones et gryphes non possunt adiri<sup>41</sup>. – „Dort sind auch die Inseln Chrisa und Argare, reich an Gold und Silber und immer in Blüte stehend. Dort sind goldene Berge, die wegen der Drachen und Greifen nicht zugänglich sind“. (Über das Paradies selbst äußert er sich eher trocken, es sei der Landesteil Indiens im äußersten Osten und unzugänglich für Menschen, da von einer Feuermauer bis zum Himmel umgeben. Immerhin ein Beleg für die Vorstellung der räumlichen Nähe der Goldberge zum Paradies). Doch Honorius bezeichnet in der Geschichte dieser Vorstellungen auch einen Wendepunkt: seine Darstellung geht in die Volkssprachen ein. Was bislang ein eher esoterisches Wissen war, wird nun exoterisch; die in Jahrhunderten geformte und sanktionierte Vorstellung von Indien wird nun Allgemeingut, aber noch immer als Bestandteil von christlichen Welterklärungsmodellen.

Das bekannteste Beispiel der Übertragung ist auf Anordnung eines der mächtigsten Fürsten des Reiches im 12. Jhd., Heinrichs des Löwen, entstanden:

sine capellane er hiez  
 die rede suchen an den schriften  
 und bat daz sie ez tichten  
 an rimem wolden,  
 wan sie ensolden  
 nicht schriben wan die warheit,  
 als ez zu latine steit.<sup>42</sup>

Und sie suchten nicht nur im *Elucidarium* des Honorius, sondern auch – und das scheint mir wichtig – in seiner *Imago Mundi*: Weltgeschichte und Heilsgeschichte, in der französischen Tradition, soweit ich es nachprüfen konnte<sup>43</sup>, strikt getrennt, fließen im *Lucidarius* für Heinrich den Löwen zusammen, er hatte wohl ein Interesse an ‚welthaltiger‘ Heilsgeschichte, und mit ihm viele in seiner Zeit und später: der *Lucidarius* wurde ja ein sehr erfolgreicher Abkömmling der *Imago mundi* des Honorius, über 60 Hss. sind auf uns gekommen, von den Drucken sind an die 90 verschiedene erfaßt<sup>44</sup>, „eins der weitverbreitetsten deutschen Werke des Mittelalters“<sup>45</sup>.

Die entsprechende Stelle heißt im Deutsch des 12. Jahrhunderts:

in daz paradise mac nieman comen wen mit gûten werken, wen da gat ein fürine mure unbe, die reichert inden himel. da vor stant berge unde gewelde. da lit ein groze wûsten, die ist vol untiere. da von mac nieman da durch comen. da nach lit ein lant aller nahest, daz heizet India ... indaz lant ist mûlich zu cûmene, wen einhalb rinnet daz wendelmer, anderhalb Indus unde so michel gewilde, daz nieman in vior jaren da durch comen mac ... indeme lande sint zuo ynselin, die eine heizet Crisa, die ander heizet Argere; die hant vil silbers unde goldes unde sint iemer ebin grüne. bi den selben ynsele sint guldine berge, dez goldes aber nieman gewinnen mac, vor den drachen unde vor den grifen die dez goldis hûtent<sup>46</sup>.

Die Goldinseln des Plinius und die Goldberge Isidors werden zu Grundbestandteilen der europäischen Indienstellungen. Schedel konnte gar nicht darauf verzichten, sie zu nennen, er hätte ansonsten befürchten müssen, als unseriös verschrien zu werden, und das wäre dem Absatz des Buches abträglich gewesen.

Dreizehn Jahre vorher nämlich hatten die Augsburger Drucker Anton Sorg und Johannes Bämmler kurz nacheinander (Sorg am 2. 3. 1479, Bämmler am 26. 5. 1479) je eine *Lucidarius*-Ausgabe gedruckt und auf den Markt gebracht. Bämmlers Druck liegt im Faksimile vor<sup>47</sup>. Sein Abschnitt über die Goldinseln und Goldberge ist mit dem des 12. Jahrhunderts nahezu identisch:

also die bücher sagent so mag nyemant in dz paradeiß kömen dann mit güten wercken wann darumb gat eyn fewrin maure die reychet biß an den himel da vor stond berg vnd gewild darnach ligt eyn grosse wüste die ist so vol tracken vnd tierē da von mag niemandt durch kömen. darnach ligt allernächst India . . . in das landt ist müglichen (sic!) zekommen wann enhalb rynet das wendel möre anderhalb indus do ist so groß gewilde das in vier jaren dar durch nyemant kümenmag . . . in dē selben lande seind zwo jnseln. die eyn heyst Crisa. die ander heyst Argere / die jnnselen habent vil goldes vnd silbers. vnnd seind ymmer gleich grün. do seind auch alle iar zwen winter vnd summer bey den selben jnnseln ligendt guldin berg des goldes mag nie / mant gewynen vor den trackē vnd greiffen die des goldes hütent<sup>48</sup>.

Podlejszek druckt die Cammerländersche Fassung von 1535 ab<sup>49</sup>, deren Paus über Indien geradezu rührend altmodisch ist. Zwar hat vermutlich reformatorischer Geist die Goldinseln und Goldberge konfisziert als dem Streben des Menschen unzutragliche Ablenkungen, aber der Zugang zu Indien ist *diesem Lucidarius* noch immer verschlossen – siebenunddreißig Jahre nach Vasco da Gama: „In das landt ist nitt müglich zū komen, wann ihnen syt do rinnet das Wendelmöre. Ihenthalbs Indus do ist so gros gewild, das in vier jaren dardurch niemandt kommen mag“<sup>50</sup>. Der *Lucidarius* wird damit mehr und mehr zur Kuriosität, ein Relikt des versinkenden Mittelalters, zu gebrauchen als moralisches Unterweisungsbuch mit Unterhaltungscharakter – und so hält er sich allerdings: als *kleine Cosmographie* bis ins 19. Jahrhundert.

Doch die entscheidende Wirkung haben er und verwandte Texte schon vorher ausgeübt. Dazu muß ich noch einmal zurückgreifen. Der symbolisch-moralisch orientierten Welterklärung des Mittelalters war die schwere Zugänglichkeit Indiens ein Bild für den von Sündenstrafen begleiteten Weg der menschlichen Seele zum Paradies<sup>51</sup>, den man sich nur mit Hilfe der guten Werke bahnen konnte (ein Element, das der nachreformatorische Druck natürlich wegläßt!). Indien als Goldland mochte wohl irdische Wünsche wecken, aber es gab keinen irdischen Weg dorthin, das Gold wurde wohl eher als Zeichen der Nähe des Paradieses gewertet. Und so ist es nicht verwunderlich, daß Hartmann Schedel<sup>52</sup> wie Stainer<sup>53</sup>, der Herausgeber eines Nachdruckes der Cammerländischen Fassung von 1540, eine Weltkarte mit abdrucken (die Stainersche geht eindeutig auf die Schedelsche zurück), die starrsinnig an der Vorstellung festhalten, der Indische Ozean sei ein Binnenmeer; allenfalls auf dem Landwege (den die Heiden beherrschen, der also nicht gangbar ist) kamen die indischen Reichtümer quasi tropfenweise und in homöopathischer Verdünnung nach Europa.

## III.

Dieses durch Tradition und religiöse Interpretation gefestigte Weltbild war aber seit dem 13. Jhd. Erschütterungen ausgesetzt. Erste Berichte über China, Japan und Indien von Reisenden, die diese Länder selbst besucht hatten oder doch in ihrer Nähe waren, konnten das fabelhafte Indienbild nicht bestätigen. Was zum Beispiel Marco Polo über Indonesien berichtet, von Ceylon und Indien, ist in vielem noch immer fabelhaft genug; aber er schildert eine Welt von Menschen, die sich nur graduell von den Europäern unterscheiden (Hundsköpfige siedelt er nun auf einer Insel an)<sup>54</sup>, von Menschen, die Kriege führen und Handel treiben, ganz wie die Europäer. Ein Beispiel für das letztere:

Fünfhundert Meilen südwestlich von Maabar liegt das Königreich Koulam. In ihm leben viele Juden und Christen, die ihre eigene Sprache sprechen. Außer gutem Sappanholz wächst hier sehr viel Pfeffer . . . Man sammelt ihn während der Monate Mai, Juni und Juli, und die Bäume, die ihn liefern, werden in Plantagen gezogen. Außerdem gibt es sehr guten Indigo im Überfluß . . . Einige Monate lang ist die Hitze in Koulam kaum zu ertragen; trotzdem zieht es die Kaufleute aus aller Welt – auch aus der Provinz Manji und Arabien – immer wieder hierher, weil sie sehr gute Geschäfte machen können<sup>55</sup>.

In diesem Wort „gute Geschäfte machen“ scheint mir der entscheidende Wandel zu liegen: das fabelhafte, das paradiesnahe Indien verwandelt sich in ein, zwei Jahrhunderten in einen sehr irdischen Ort, wo man Handel treiben, „gute Geschäfte machen“ kann. Aber das Gold wird nicht vergessen. Marco Polo, der es in Indien nicht finden kann, verlegt es in Gebiete, die er nicht besucht, aber von denen man ihm berichtet hat. Im Meer Cin, das Zipangu (Japan) von China trennt, gebe es viele Inseln, reich an Spezereien – und Gold: „Es ist unmöglich, den Wert des Goldes, das auf diesen Inseln gefunden wird, zu schätzen. Aber ihre Entfernung vom Festland ist so groß und die Schiffahrt so schwierig und entbehrungsreich, daß Handelsschiffe . . . keinen großen Gewinn haben, wenn sie dorthin fahren. Sie brauchen nämlich ein volles Jahr für ihre Reise . . .“<sup>56</sup> Etwas näher liegt Java, auch dort war Marco Polo nicht, aber er weiß doch: „Gold wird hier in solchen Mengen gesammelt, daß man es sich nicht vorstellen kann“<sup>57</sup>.

Die Mühe, dorthin zu kommen, hat sich aber inzwischen relativiert. War sie im 12. Jahrhundert noch unendlich groß, so ist sie für den Venezianer ‚nur‘ noch beschwerlich und entbehrungsreich. Im Grunde bedurfte es im schon auf Kommerz ausgerichteten Denken Marco Polos nur der Entwicklung geeigneter Instrumente und der Anhäufung des notwendigen Kapitals, um die Schwierigkeiten zu überwinden, die Entbehrungen erträglich, und das heißt: kalkulierbar zu machen. Die technische und ökonomische Entwicklung der nächsten beiden Jahrhunderte schuf genau diese Voraussetzungen. Das Geld- und Wucherkapital erlebte seine „goldene Zeit“, die Monopolisten suchten Möglichkeiten, dieses Kapital zu vermehren. Die Vermessungstechnik und die Fähigkeit, immer größere und tüchtigere Schiffe zu bauen, waren insbesondere von den Portugiesen um Heinrich den Seefahrer so weit entwickelt worden, daß die bis dahin übliche Küstenschiffahrt aufgegeben werden konnte zugunsten der Hochseeschiffahrt.

Und schließlich wurde der (schon in der Antike gedachte) Gedanke immer offener propagiert, daß es möglich sein müsse, den Ostrand der Erde (und damit sowohl das goldreiche Zipangu als auch die Goldberge Indiens) auf dem Westwege über den Ozean zu erreichen: das Paradies lag vielleicht näher, als man ahnte. Aus dem Ort der Seligen wurde allmählich ein Paradies der Kaufleute und Goldgierigen – ein ungeheures Movens für die „Zeit der Entdeckungen“<sup>58</sup>.

Am Ende dieser Entwicklung, sozusagen zur Stunde Null der Neuzeit<sup>59</sup>, genauer: 1492, baut in Nürnberg der Ritter Martin Behaim, ein weitgereister Mann, der in Lissabon von den Entdeckungen der Portugiesen gehört hatte, einen Globus, auf dem die damals bekannte Welt eingetragen – und in vielen Inschriften erläutert – war, „der älteste durch Legenden erläuterte Globus der Welt“<sup>60</sup>.

Es fehlen auf ihm alle „Mittelpunktsbeziehungen auf Jerusalem oder sonstige biblische Orte, wie dies in den Kartendarstellungen des 12. bis 14. Jahrhunderts der Fall ist ..., ebenso auch Ortsbezeichnungen rein religiösen Charakters wie etwa [und das ist bedeutsam, W. F.] das Paradies“<sup>61</sup>.

Es fehlen aber *nicht* die vielen überlieferten Hinweise auf Perlen, Edelsteine, Gewürze, Hölzer, und es fehlt nicht (mit ausdrücklichem Verweis auf Marco Polo!) die Eintragung, es gebe in Indien „12.700 jnsula die bewont sind und welchen sindt vil mit edelgestein perlein und mit golt pergen“<sup>62</sup> – kein Wort von Drachen, Greifen und Monstern, die den Zugriff verhindern könnten, kein Wort auch von den Beschwernissen und Gefahren der Seefahrt. Aber Behaim, dem man einen „zwischenzeitlichen Charakter“<sup>63</sup> attestiert hat, fügt hinzu und vermittelt damit die herkömmliche Vorstellung mit der neuen:

Vnd ob jemandt von diesen wunderlichen volckh und selzamen vischen im möer oder thieren auf dem erdreich begert zu wissen der leß die bücher plini jsidori aristoteleb strabonis und specula vincenzi vil anderer lehrer mer<sup>64</sup>.

Seine Weltvorstellung ist aber an Gegebenheiten orientiert, die eindeutig auf seine Zeit verweisen, sein Weltbild ist kommerzialisiert. Noch immer im Zusammenhang mit Indien schreibt er auch auf seinen Globus:

Item eß ist zu wissen daß die specerey die in den jnseln in jndien in orienten in mancherley hendt verkaufft würt ehe sy heraus kumpt in unser landt.

1. erstlich die inwohner der jnsul genant Java maior die kauffen sy in den andern jnseln da sy gesambelt würt bey ihren nachpaurn und verkauffen sy in ir Insel.
2. Zum andern die von der jnsel seilan do st thomas begraben ligt kauffen die specey in der jnsel java und bringen sy in ir jnsel.
3. Zum dritten jn der jnsel Ceylon und Seilan würt sy wider entladen vegold und verkaufft den kaufleuten aus der jnsell aurea chersonesus do würt sy entladon.
4. Zum vierten die kaufleut der jnsel taprobana genant kaufen und bezohlen die specerey daselbst und bringens in ir jnsel.
5. Zum fünften die heyden machmet gelauffen kömen auß dem landt aden dahin und kaufens und verzohlens und fürens in ir landt.
6. Zum 6ten die von algeyro kauffens und fürens über möer und fürrters über land.
7. zum 7 so kaufens die Venediger und andere.
8. Zu 8 so würt sy in venedig wider verkauft den teuschen und verzolt.
9. zu 9 zu frankfurt prugk und andern ortten.

10. zum 10ten in engellandt und frankreich.
11. Zum 11 so kummen sy erst in der kremer hendt.
12. zum 12. so von den kremern kauffens die von den die Spezerey gebraucht würt, dabey soll jederman vermerken die grosen zoll und den gewin. die 12 malen auf die specerey geht und zu mermalen von zehen pfundten eins muess geben zu zoll darbey zu verstehen ist das jn den landt inorienten fast vil miß wachsen und wolfeil muß sein und das nit wunder wer man wis sy by enß den goldt geleich<sup>65</sup>.

Es stimmt nicht alles an dieser Handelskette, doch darauf kommt es gar nicht an. Der Appellcharakter dieser Aufzählung ist deutlich: „den Gewinn“, suggeriert er den Adressaten, „können wir selber machen – wir brauchen nur hinzufahren“. Und sein Globus zeigt, ein Jahr vor Schedel, den Indischen Ozean als offen zugänglich, Afrika als umschiffbar. Wenige Jahre später machten den Gewinn die „Furtreffen Kaufherren der Fucker / Welßer / Hochstetter / Hyrßfogel, deren im Hofe vnd anderer yrer geselschafften“<sup>66</sup> tatsächlich und schickten eine Delegation mit einer portugiesischen Flotte nach Indien...

Nur – die Goldberge fanden sie nicht. Sie konnten sie nicht finden, denn Indien war goldarm und sein Interesse „war einzig und allein darauf gerichtet, Edelmetall gegen einheimische Waren einzutauschen“<sup>67</sup>, nicht etwas, was es im Überfluß hatte, wegzugeben.

Doch noch hatte die Erfahrung der Realität keine Chance, über das tradierte Imaginäre zu siegen. Im Gegenteil. Schließlich hatte ja schon Marco Polo das Goldland nach Ziupangu, also Japan, und seine vielen Inseln verlegt. Und das schien einigen am günstigsten auf dem Westweg über den Atlantik zu erreichen. Ich erinnere an den berühmten Brief des Florentiner Humanisten Paolo dal Pozzo Toscanelli an den Beichtvater des portugiesischen Königs Alfons V. vom 25. Juni 1474 in dem (nebst einer beigelegten Karte) der Westweg nach Indien beschrieben wurde<sup>68</sup>. Auch Toscanelli vergaß nicht, auf den Goldreichtum hinzuweisen: „Dieses Land (i. e. Cathay) ist es wohl wert, daß die lateinischen Völker es aufsuchen. Sie werden dort nicht allein große Schätze an Gold, Silber, Edelsteinen und Gewürzen, die unsere Gegenden niemals erreichen, vorfinden...“<sup>69</sup> Über Cipangu schreibt er: „Die Insel hat tatsächlich einen unermeßlichen Reichtum an Gold, Perlen und Edelsteinen. Tempel und Königspaläste sind mit massivem Gold beschlagen“<sup>70</sup>.

Mit diesem Wissen (er hatte aber auch eine Bearbeitung der *Imago mundi* des Honorius durch Petrus Alliacus (1410) gelesen und höchstselbst dort seine Berechnung der Entfernung nach Zipangu, nämlich 2400 Seemeilen [statt der richtigen 10600] eingetragen!) fuhr Kolumbus nach Westen. Und er war keineswegs überrascht, als er ziemlich genau nach der von ihm berechneten Strecke Land sah: es mußte Indien sein<sup>71</sup>.

Es mutet wie ein schlechter Scherz an (der allerdings Millionen ‚Indianer‘ das Leben kostete), daß Kolumbus auf der Suche nach dem goldreichen Indien der Tradition nicht im goldarmen Indien der Realität gelandet war, sondern in der Neuen Welt, wo er tatsächlich Gold fand, was ihn (und nicht nur ihn!) in der Überzeugung stärkte, tatsächlich im goldreichen Indien der Tradition gelandet zu sein. Und je mehr er überzeugt war, umso hartnäckiger spürte er dem Gold nach. Man muß nur einmal in seinem Bordbuch nachlesen, wie Realität und Imagina-

tion zu einer explosiven Mischung an Rücksichtslosigkeit und Habgier vermerkt wurden. (Habgier nicht als persönliches Merkmal des Kolumbus<sup>72</sup>, sondern als eine der mentalités der Entdecker und Eroberer). Am 12. Oktober 1492 entdeckte er Land, die Insel Guanahani (San Salvador) in der Bahama-Gruppe. Am 13. hat seine Flotte ersten Kontakt mit den dortigen Menschen. Und Kolumbus notiert: „Ich war aufmerksam und bemühte mich, in Erfahrung zu bringen, ob es Gold gäbe, und ich sah, daß ein paar von ihnen ein Stückchen in einer Öffnung trugen, die sie in die Nasenwand gebohrt hatten, und durch Zeichensprache konnte ich folgendes herausfinden: Wenn man nach Süden gehe oder die Insel nach Süden zu umfahre, so sei dort ein König, der große Gefäße aus Gold habe und der sehr, sehr viel davon habe“<sup>73</sup>. Großmütig verzichtet er darauf, das Gold in den Nasen der Menschen zu ‚sammeln‘ – „... um keine Zeit zu verlieren, will ich jedoch sehen, ob ich die Insel Cipango finden kann“<sup>74</sup>. Und so hastet er mit seiner Flotte von Insel zu Insel, immer auf der Suche nach Gold. 15. Oktober: „... ging ich bei dem Kap vor Anker, um herauszufinden, ob es dort Gold gäbe...“<sup>75</sup> Es gab! Und er notiert: „... mit der Hilfe unseres Herrn kann ich nicht fehlgehen, und ich werde es finden, wo es anzutreffen ist“<sup>76</sup>. – 19. Oktober: „... eine Ansiedlung gibt es hier nicht, nur weiter im Innern der Insel, wo – so versichern einige der Männer, die ich mit mir führe – der König wohnt, der viel Gold besitzen soll; morgen werde ich so lange weiterfahren, bis ich die besagte Ortschaft finde und diesen König sehe...“<sup>77</sup> – 21. Oktober: „... und diese Insel umsegeln möchte, bis ich mit diesem König sprechen kann, um herauszufinden, ob ich von ihm das Gold bekommen kann, das er, wie man mir sagt, bei sich hat, und dann möchte ich nach einer anderen sehr großen Insel aufbrechen, von der ich glaube, daß es Cipango ist... die anderen, die auf dem Weg dorthin liegen, werde ich im Vorüberfahren sehen, und je nachdem, ob ich einen Ertrag an Gold und Spezereien verbuchen kann, werde ich entscheiden, was ich weiterhin tun soll“<sup>78</sup>. Zwei Tage später revidiert er – größeren Raub vor Augen – diesen Beschluß: „Heute wollte ich nach der Insel Cuba aufbrechen, die nach den Zeichen, die uns diese Leute von ihrer Größe und ihrem Reichtum geben, Cipango sein muß, und ich werde mich nicht länger hier aufhalten und die Inseln auch nicht umsegeln und mich nach dem Ort begeben, um mit diesem König oder Herrn zu sprechen, wie ich es beschlossen hatte, denn ich will hier nicht unnötig verweilen, da ich sehe, daß es hier keine Goldmine gibt“<sup>79</sup>. Genug der Aufzählungen, Gold zählt und Gewürze – sonst fast nichts.

Deutlicher kann nicht gezeigt werden, wie sich die alte Vorstellung vom Goldland, von den Goldinseln und Goldbergen mit den technischen Möglichkeiten und den ökonomischen Bedürfnissen Europas zu einem tödlichen Gemisch für die Völker Amerikas zusammenbraut. Erklärungsversuche wie die, die Berichte des Kolumbus über die Goldvorkommen enthüllten sich „als intentionale Verzerrungen der Wirklichkeit, als bewußte Manipulation derer, auf deren Unterstützung Kolumbus stets angewiesen war,“<sup>80</sup> greifen ebenso zu kurz wie die, daß den Genuesen *einzig* „das Bedürfnis nach rasch errungenem Reichtum“<sup>81</sup> lenkte. Bedürfnisse eines ganzen Kontinents nach Kapital, in Verbindung mit aus der Antike stammenden Vorstellungen waren es. Earl Hamilton, der Historiker der (für die Opfer fatalen) Preisrevolution des 16. Jahrhunderts hat ausgerechnet, daß

(geschmuggeltes Kapital nicht mitgezählt) zwischen 1503 und 1660 nicht weniger als 181.333.180 Gramm Gold und 16.886.815.303 Gramm Silber aus Amerika nach Spanien (dem einzigen Importland dieser Periode) gebracht wurden<sup>82</sup>.

#### IV.

Indessen wandelte sich die Vorstellung vom Goldland doch – die mittelalterliche Mystifikation wurde durch eine (quasi religionsfreie) neue abgelöst, aber diese war nicht weniger wirksam.

„Gold! Gold!“, sollen nach dem Chronisten Oviedo y Valdés die Leute des Grijalva gerufen haben, als sie 1518 auf der Halbinsel Yucatán auf entsprechend verarbeitete Zeugnisse der Mayakultur stießen... Auf zweieinhalb Seiten seines Berichts über dieses Ereignis kommen fünfundvierzigmal die Wörter ‚oro‘ oder ‚dorado‘ vor<sup>83</sup>. Dorado! Das Zauberwort ist gefallen, der Begriff, der die Goldberge verdrängen sollte: „Etwa 1535 kam dann einer der für die Folgezeit wirksamsten Wunderlandberichte zu Ohren eines Spaniers: Sebastián de Benalcázar, einer der Unterführer des Pizarro, hörte im heutigen Westkolumbien über ein Land namens Cundinamarca im Hochland von Kolumbien. Dort – so der Indio – herrsche der Brauch, daß der Kazike seines Stammes als Kleidung nur Goldstaub auf seinem Körper trage. Am Abend fahre er jedesmal auf eine Lagune hinaus, wo er den Staub abwasche und Gold und Edelsteine als Opfergaben für die Gottheit hinunterwürfe... Diese Indianererzählung bildet den Kern und Ausgangspunkt des später über ganz Südamerika verbreiteten Mythos vom El Dorado... Der Mythos vom Vergoldeten – nichts anderes heißt „El Dorado“ – wanderte bald überallhin, und rasch wurde das Wort selbst zur Bezeichnung für eine Landschaft, in der es Gold im Überfluß und darüber hinaus alle anderen Schätze und Wunder gebe“<sup>84</sup>. Die Suche danach wurde mit unerhörter Energie, unbeschreiblicher Opferbereitschaft und mit fast unvorstellbarer Grausamkeit den ‚Indianern‘ gegenüber vorangetrieben, im Grunde war die ganze folgende Eroberung der beiden Amerika nichts anderes als die Suche nach El Dorado.

Die Vorstellung von den Goldbergen und Goldinseln (eine in ihrer Verbindung von Glückserwartung und Jenseitshoffnung eher ‚mittelalterliche‘ Vorstellung)<sup>85</sup> begann zu verblassen, aber ganz verlor sie ihre Wirkung noch nicht.

Als Franz I. von Frankreich 1534 Jacques Cartier mit zwei Schiffen nach Westen schickte, dann nicht, um Eingeborenen den christlichen Glauben und die abendländische Kultur zu bringen. Sein Auftrag war knapp und deutlich: „... Faire le voyage de ce royaume es Terres Neufves pour descouvrir certaines ysles et pays où l'on dit qu'il se doit trouver grant quantité d'or et autres riches choses“<sup>86</sup>.

Sir Walther Raleigh war 1595/96 (wieder einmal) auf der Suche nach einem neuen Dorado, von dem er sich und seinem Land Macht und Reichtum versprach<sup>87</sup>: Weil so viel von diesem Gold nach Spanien gelangte, argumentiert er, ist dessen König so mächtig, „daß er durch diese Mittel der aller mächtigste Monarch der gantzen Christenheit ist worden/und von tag zu tag zunimpt: Da andere Fürsten die gute Gelegenheit/die jhnen dißfalls vorstehet/versäumen“<sup>88</sup>.

Selbst den einfachen Soldaten macht Raleigh die Vorteile eines Raubzuges nach Gold schmackhaft: „Hie würden die gemeinen Soldaten umb das Goldt kämpfen und streiten/unnd sich selbst mit stücker Goldts eines Schuchs lang bezahlt machen: Da jhnen in andern Kriegen nur umb die blosse Kost/Arm und Beyn zu Stücken werden geschlagen“<sup>89</sup>. Besser können die Beweggründe für Groß und Klein gar nicht formuliert werden.....

Eine Episode ist für unser Thema aufschlußreich: „Es kam mit uns von Arro-maja ein Cassiqui Putima genandt... Dieser bat uns/wir solten doch in dem Hafen seines Landts ein weil verziehen/er wolt uns auff einen Berg nicht weit von seiner Statt gelegen/fuhren/welches Stein die Farb deß Goldts an sich hetten/wie er auch that: Und... zohe ich den nechsten Morgen mit meinen Edelleuten nach dem Berg...“<sup>90</sup> Noch immer übt also die Vorstellung von den Goldbergen eine (bei aller zu spürenden Skepsis Raleighs!) so große Faszination aus, daß er auch Entbehrungen und Beschwerden auf sich nimmt – bis zu einem gewissen Grade natürlich. Schweißgebadet gibt nämlich Sir Walther nach einer Weile auf – und schickt einen Hauptmann mit sechs Schützen auf die weitere Exkursion. Es dauert Tage, bis dieser – mit leeren Händen, versteht sich – wieder zu ihm stößt. Schadenfroh, so scheint es, vermerkt der deutsche Herausgeber am Rand: „Wie jhnen ein Cassiqui einen güldenen Berg wolte weisen“<sup>91</sup>.

Die als real vorgestellten Goldberge des heiligen Isidor, die als reale gesuchten goldenen Berge des Martin Behaim – sie sind wieder so metaphorisch und sprichwörtlich geworden wie in der 161 vor Christus erstmals aufgeführten Komödie *Phormio* des Terenz.

Dort heißt es in Akt I,2 (der Zusammenhang tut im Moment nichts zur Sache):

uenit senibus ambobus simul  
iter illi in Lemnum ut esset, nostro in Ciliciam  
ad hospitem antiquom. is senem per epistulas  
pellexit, modo non montis auri pollicens<sup>92</sup> –

Bei beiden Alten traf es sich zu gleicher Zeit,  
daß der nach Lemnos, unserer nach Kilikien ging,  
Zu einem alten Freunde. Der lockt' ihn dahin  
Durch Briefe, wo er Berge Goldes ihm verhieß<sup>93</sup>.

„Montis auri pollicens“ – Im Kommentar des Herausgebers R. H. Martin, steht als Erklärung zu Vers 68: „montis auri pollicens, a proverbial expression,... cf. Eng. ‚El Dorado‘“<sup>94</sup>.

<sup>1</sup> Leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags, den ich zuerst am 19. 9. 1984 auf dem XII. Internationalen mediävistischen Colloquium in Altavilla Vicentina gehalten habe. Im Frühjahr 1985 konnte ich das Referat auch Kolleginnen und Kollegen in Lampeter, Bristol, London und Nottingham vortragen. Für Anregung und Kritik möchte ich allen Gesprächsteilnehmern danken.

<sup>2</sup> Theodor W. Adorno, *Studien zum autoritären Charakter*. Aus dem Amerikanischen von Milli Weinbrenner, Vorrede von Ludwig von Friedeburg, <sup>4</sup>Frankfurt 1982.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 313. Er verwendet „Charakter“ und „Mentalität“ häufig parallel.

<sup>4</sup> Ebenda.

- <sup>5</sup> Fernand Braudel, *Geschichte und Sozialwissenschaften - Die 'longue durée'*, in: *Geschichte und Soziologie*, hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Köln 1972, S. 189-215, hier S. 197.
- <sup>6</sup> Georges Duby, *Sozialgeschichte und Ideologie der Gesellschaft*, in: *Freibeuter* 9, 1981, S. 15-31, hier S. 21f. Eine eher feuilletonistische Kritik an den Methoden der Mentalitätsgeschichte bei: Pierre Bourdieu, Roger Chartier, Robert Danton, *Dialog über die Kulturgeschichte*, in: *Freibeuter* 26, 1985, S. 22-37.
- <sup>7</sup> Jacques LeGoff, *Für ein anderes Mittelalter. Zeit, Arbeit und Kultur im Europa des 5.-15. Jahrhunderts*. Ausgewählt von Dieter Groh, eingeleitet von Juliane Kümmell (= *Sozialgeschichtl. Bibliothek*, hrsg. von Dieter Groh), Frankfurt, Berlin, Wien 1984, Vorwort, S. 28, A. D. d. Ü.
- <sup>8</sup> Ebenda, S. 25.
- <sup>9</sup> Fernand Braudel (Anm. 5), S. 207.
- <sup>10</sup> Davon zeugen verschiedene Reprints (z. B. Leipzig 1933) und die Aufnahme in die populäre Reihe *Die bibliophilen Taschenbücher* (Nr. 64), mit einem Nachwort von Rudolf Pörtner, Dortmund 1978. Zum Stand der Forschung vgl. Peter Zahn, *Neue Funde zur Entstehung der Schedelschen Weltchronik 1493* (= *Renaissance-Vorträge* 2/3, hrsg. von den Museen der Stadt Nürnberg), Nürnberg o. J.
- <sup>11</sup> Paul O. Kristeller, *Humanismus und Renaissance II, Philosophie, Bildung und Kunst*, hrsg. von E. Keßler (= UTB 915), München o. J., S 19.
- <sup>12</sup> Augustinus, *De civitate dei*, Buch 16, Kap. 8. - Vgl. Herbert Schade, *Dämonen und Monstren*, Regensburg 1962; G. Pochat, *Der Exotismus während des Mittelalters und der Renaissance*, Stockholm 1970 und Claude Kappler, *Monstres, démons et merveilles à la fin du Moyen Âge*, Paris 1980.
- <sup>13</sup> Bl. XIII<sup>va</sup>.
- <sup>14</sup> Ebenda.
- <sup>15</sup> Vgl. Günther Hamann, *Der Eintritt der südlichen Hemisphäre in die europäische Geschichte. Die Erschließung des Afrikaweges nach Asien vom Zeitalter Heinrichs des Seefahrers bis zu Vasco da Gama* (= SB d. Österr. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Kl., Bd 260 = Veröff. d. Komm. f. Gesch. d. Mathematik u. d. Naturwiss., Heft 6), Wien 1968; zu den mittelalterlichen Kenntnissen und Vorstellungen von Afrika und Indien vgl. jetzt auch Charles Verlinden und Eberhard Schmitt (Hrsg.), *Die mittelalterlichen Ursprünge der europäischen Expansion* (= *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*, Bd 1), München 1986. - Dem Verlag C. H. Beck danke ich für Zusendung eines Vorausexemplars.
- <sup>16</sup> Direkt aus dem *Supplementum chronicarum* des Jacobus von Bergamo. Vgl. Hans Rupprich, *Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock*, 1. Teil, *Das ausgehende Mittelalter, Humanismus und Renaissance 1370-1520* (= *Gesch. d. dt. Lit. v. d. Anf. bis z. Gegenw.* von Helmut de Boor und Richard Newald, Bd IV, 1), München 1970, S. 64.
- <sup>17</sup> *Pliny Natural History*. With an English Translation... Vol. II, Libri III-VII, London 1947, XXIII, 80.
- <sup>18</sup> Ebenda, XXII, 67; XXIII, 74; XXIII, 81.
- <sup>19</sup> *C. IVLII SOLINI collectanea rerum memorabilium iterum recensuit* Th. Mommsen, <sup>2</sup>Berlin 1958, 52, 17.
- <sup>20</sup> Epistula LXXIV, II. zitiert nach: Saint Cyprien, *Correspondance*, Tome II, ed. Le Chanoine Bayard, Paris 1961, S. 280.
- <sup>21</sup> Epistula LXXIII, XXI; ebenda, S. 275.
- <sup>22</sup> Der Kürze halber verweise ich auf die entsprechenden Ausführungen bei Helmut Gregor, *Das Indienbild des Abendlandes (bis zum Ende des 13. Jahrhunderts)*, Wien 1964, S. 12ff.

- <sup>23</sup> Nach Raymund Kottje und Harald Zimmermann, *Geschichte der abendländischen Kirche im frühen Mittelalter*, in: R. Kottje und Bernd Moeller (Hrsg.) *Ökumenische Kirchengeschichte*, Band II: *Mittelalter und Reformation*, <sup>2</sup>Mainz 1978, S. 24.
- <sup>24</sup> *Isidor Hispanensis Episcopi Etymologiarum sive Originum Libri XX*, ed. W. M. Lindsay (= *Scriptorum Classicorum Bibliotheca Oxoniensis*), Bd 2, Oxford 1911, Buch 14, 3,5 und 3,7. (Buch 14, 6,11 zitiert er fast wörtlich die Anm. 19 verwendete Solinus-Stelle!).
- <sup>25</sup> Zur Entschuldigung für die ständigen Wiederholungen kann ich nur anführen, was Jacques LeGoff, *Die Geburt des Fegefeuers*, Stuttgart 1984, S. 23, dazu sagt: „Die Texte wiederholen sich häufig, aber auf diese Art konstituiert sich ein Korpus und so entsteht Geschichte. Das Echospiel, auf das der Leser in den zitierten Schriften häufig stoßen wird, ist der Spiegel der Wirklichkeit. Wollte man diese Wiederholungen aus der Geschichte eliminieren, würde man die Geschichte verfälschen“.
- <sup>26</sup> In einer angelsächsischen Sammelhandschrift des 11. Jahrhunderts (British Library, Cotton Ms Tiberius B. V, part i), die auch einen Abschnitt über die Wunder des Ostens enthält, findet sich eine Weltkarte, auf der ‚hinter‘, also östlich von Indien ein „mons aureus“ eingezeichnet ist. Vgl. Janet Backhouse, D. H. Turner, Leslie Webster, *The Golden Age of Anglo-Saxon Art, 966–1066* (= Kat. d. Ausstellung im Britischen Museum), London 1984, S. 161, Text S. 158. Weitere Kartenwiedergaben mit Erläuterungen bei George Kish, *la carte, image des civilisations*, Paris 1980.
- <sup>27</sup> Vgl. Friedrich Zarncke, *Der Priester Johannes*, Erste Abhandlung, enthaltend Cap. I,II und III (= Abh. d. K. Sächs. Gesellsch. d. Wiss. XVII), Leipzig 1879, S. 831/5.
- <sup>28</sup> Indien, das „ultima finem mundi facit“ (Zarncke, ebenda, S. 837) – fast wortgleich mit der Eintragung auf der Weltkarte in einer Isidor-Handschrift aus der Palatina des 11. Jahrhunderts, Bayer. Staatsbibliothek München (clm 10058, f. 154<sup>v</sup>): india quae finem facit. (Östlich davon finden sich die „crise insula“ und die „argire insula“..)
- <sup>29</sup> Vgl. *Genesis* II, 10ff.
- <sup>30</sup> Zarncke (Anm. 27), S. 839/13.
- <sup>31</sup> Ebenda, S. 874/48.
- <sup>32</sup> Vgl. ebenda, S. 906/80.
- <sup>33</sup> Vgl. *Exodus* III, 8; *Leviticus* XX, 24.
- <sup>34</sup> Zarncke (Anm. 27), S. 912/86.
- <sup>35</sup> Ebenda, S. 915/89.
- <sup>36</sup> Ebenda, S. 916/90.
- <sup>37</sup> Ebenda.
- <sup>38</sup> Ebenda.
- <sup>39</sup> Natürlich war das Bild Indiens facettenreicher: die Alexandergeschichten formten es mit (vgl. G. Cary, *The Medieval Alexander*, Cambridge 1956, und W. J. Aerts u. a. (Hrsg.), *Alexander the Great in the Middle Ages*, Nijmegen 1978), die Vorstellungen vom irdischen Paradies, verbunden mit der Brandans-Legende (vgl. C. Selmer, *Navigatio Sancti Brendani Abbatis*, Notre Dame/Ind. 1959; Horst Brunner, *Die poetische Insel. Inseln und Inselvorstellungen in der deutschen Literatur*, Stuttgart 1967, v. a. Kap. 1, und Verlinden/Schmitt (Anm. 15), S. 11–22), die Erzählungen von den Gewürzinseln und der Gewinnung der Gewürze (vgl. die Strophen 6112–6116 des *Jüngeren Titurel*, in: Albrecht von Scharfenberg, *Der Jüngere Titurel*, ausgew. und hrsg. von Werner Wolf (= Altdt. Übungstexte, Bd. 14), Bern 1952, und Wolfgang Schivelbusch, *Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genussmittel*, München 1980) und schließlich die Träume vom Schlaraffenland (vgl. Dieter Richter, *Schlaraffenland, Geschichte einer populären Phantasie*, Köln 1984), doch möchte ich mich hier auf diese Hinweise beschränken.
- <sup>40</sup> PL 172; Liber primus: Sp. 122–146.
- <sup>41</sup> Ebenda, Sp. 123.

- <sup>42</sup> *Lucidarius*. Aus der Berliner Handschrift hrsg. v. Felix Heidlauf (= DTM 28), <sup>2</sup>Dublin/Zürich 1970, S. XII (Vorrede aus der Hs. B).
- <sup>43</sup> Vgl. Yves Lefèvre, *L'Elucidarium et les Lucidaires*, Paris 1954.
- <sup>44</sup> Nachweise bei Karl Schorbach, *Studien über das deutsche Volksbuch Lucidarius und seine Bearbeitungen in fremden Sprachen* (= QF 74), Straßburg 1894. Vgl. Georg Steer, *Lucidarius*, in: VL<sup>2</sup>, Bd. 5, Berlin/New York 1985, Sp. 939-947.
- <sup>45</sup> *Volksbücher von Weltweite und Abenteuerlust*, bearbeitet von Franz Podleiszek (= DL in Entw.reihen, Reihe Volks- und Schwankbücher, Bd. 2) Nachdruck d. Ausg. Leipzig 1926, Darmstadt 1964, Einführung, S. 15.
- <sup>46</sup> *Lucidarius* (Anm. 42), S. 10.
- <sup>47</sup> *Lucidarius*, mit einem Nachwort von Hans-Dieter Kreuder (= Deutsche Volksbücher in Faksimile-Drucken, hrsg. v. L. E. Schmitt und R. Noll-Wiemann, Reihe A, Bd. 2), Hildesheim/New York 1975; die Druckdaten nach Kreuder, S. VI.
- <sup>48</sup> *Lucidarius*, ebenda. (Ein Jahr nach Schedel verbreitet Sebastian Brant, offenbar wenig erfreut, im 66. Kapitel des *Narrenschiffs* die Botschaft vom Gegenteil:  
 Ouch hatt man sydt jnn Portigal  
 Vnd jnn hispanyen vberall  
 Golt, jnslen funden, vnd naked lüt...  
 [Sebastian Brant, *Narrenschiff*, hrsg. v. Friedrich Zarncke, Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1854, Darmstadt 1964, S. 66]. Aber der Beliebtheit des *Lucidarius* tat das keinen Abbruch!)
- <sup>49</sup> Podleiszek (Anm. 45), S. 99-149; vgl. Schorbach (Anm. 44).
- <sup>50</sup> Podleiszek, ebenda S. 108.
- <sup>51</sup> Vgl. Jacques LeGoff (Anm. 25), S. 166, 237, 245, 268, 327f., 360, 409; dort auch Hinweis auf die bis auf Paulus (1. Kor. 3, 10-15) zurückreichende Affinität von Gold, Silber, edlen Steinen zur Hoffnung auf die ewige Seligkeit im christlichen Denken, z. B. S. 78, S. 113 u. ö. - Zur Ambivalenz dieser Vorstellung vgl. Horst Dieter Rauh, *Das Bild des Antichrist im Mittelalter: Von Tyconius zum Deutschen Symbolismus* (= Beitr. z. Gesch. d. Philos. u. Theol. d. Mittelalters, NF Bd. 9), <sup>2</sup>Münster 1979, S. 25f.
- <sup>52</sup> Schedel (Anm. 10), Bl. 12<sup>v</sup> und 13<sup>r</sup>.
- <sup>53</sup> Abgedruckt bei Podleiszek (Anm. 45); vgl. Schorbach (Anm. 44), S. 148; vgl. auch Hamann (Anm. 15).
- <sup>54</sup> Marco Polo, *Von Venedig nach China, Die größte Reise des 13. Jahrhunderts*. Neu hrsg. u. kommentiert von Theodor A. Knust, <sup>2</sup>Tübingen/Basel, S. 276f; die Insel allerdings läßt sich verifizieren: eine der Andamanen!
- <sup>55</sup> Ebenda, S. 292. Vgl. zur Mentalität mittelalterlicher Kaufleute Erich Maschke, *Das Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Fernkaufmanns* (1964), in Carl Haase (Hrsg.), *Die Stadt des Mittelalters*, Bd 3 (= WdF, Bd 245), Darmstadt 1973, S. 177-216 und Iris Origo, „Im Namen Gottes und des Geschäfts“, *Lebensbild eines toskanischen Kaufmanns der Frührenaissance*, Francesco di Marco Datini, 1335-1410, (dt.) München 1985.
- <sup>56</sup> Ebenda, S. 262.
- <sup>57</sup> Ebenda, S. 267.
- <sup>58</sup> Zum Gesamten vgl. Hamann (Anm. 15); Matthias Meyn u. a., *Die großen Entdeckungen* (= Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, Bd 2), München 1984 (mit reichhaltiger Bibliographie). „Die Kenntnisse der Europäer über die Schätze des Orients“ von Karl dem Großen bis Giosafat Barbaro dokumentiert der Band von Verlinden/Schmitt (Anm. 15), S. 81-134; dort, S. 135-148, auch ein ausgezeichnete Überblick (mit reichhaltiger Bibliographie) über „Wirtschaftliche und soziale Kräfte der frühen europäischen Expansion im Mittelmeerraum“.
- <sup>59</sup> „Wenngleich jedes Datum, das zwei Epochen gegeneinander abgrenzen soll, immer willkürlich bleibt, so ist doch keines besser geeignet, den Beginn des modernen Zeitalters zu markieren, als das Jahr 1492, das Jahr, in dem Colón den Atlantischen Ozean

überquert. Wir alle sind direkte Nachkommen Colóns, mit ihm beginnt unsere Genealogie - sofern das Wort Beginn überhaupt einen Sinn hat". - Tzvetan Todorov, *Die Eroberung Amerikas, Das Problem des Anderen*, aus dem Französischen von Wilfried Böhringer (= es 1213), Frankfurt am Main 1985, S. 13.

- <sup>60</sup> Oswald Muris, *Der „Erdapfel“ des Martin Behaim*, in: Ibero-Amerikanisches Archiv 17, 1943/44, S. 49-64, hier S. 49. Wie Dr. Willers vom Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg mitteilte, ist man mittlerweile der Überzeugung, daß der Globus nicht als Unikat gedacht war, sondern als Prototyp: er sollte wohl als ‚Holzschnittglobus‘ in hoher Auflage produziert und in den Handel gebracht werden. Diese ihm zuge dachte multiplikative Wirkung macht die Inschriften umso interessanter. Leider sind sie (wie der Globus insgesamt) in einem schlechten Zustand, z. T. bei einer Renovierung im 19. Jhd. übermalt, z. T. noch gar nicht entziffert, zum Teil mit Fehlern abgedruckt.
- <sup>61</sup> Ebenda, S. 53.
- <sup>62</sup> Ernest George Ravenstein, *Martin Behaim, His Life and his Globe*, London 1908, S. 86.
- <sup>63</sup> Muris (Anm. 60), S. 55.
- <sup>64</sup> Ravenstein (Anm. 62), S. 86.
- <sup>65</sup> Ebenda, S. 89f., Behaim fügt hinzu, dies seien die Worte, die Bartolomeo Fiorentino am Anfang des 15. Jhs. vor Papst Eugen IV. gesprochen habe. Auch wenn dies der Wahrheit entspreche - daß Behaim rund sieben Jahrzehnte später diese Rede auf seinen Globus schreibt, bezeugt ihre Aktualität für ihn. (Der Text findet sich - schwer lesbar - bei Muris, Anm. 60, Tafeln 44, 46, 45, 47, 68, 70, 69).
- <sup>66</sup> Balthasar Sprengers *Merfahrt* von 1509, zitiert nach Franz Schulze, *Balthasar Springers Indienfahrt 1505/06* (= Drucke u. Holzschnitte des XV. u. XVI. Jhs. in getreuer Nachbildung VIII), Straßburg 1902; vgl. Franz Hümmerlich, *Quellen und Untersuchungen zur Fahrt der ersten Deutschen nach dem portugiesischen Indien 1505/06* (= Abh. d. Kgl. Bayer. Ak. d. Wiss., Philos.-philol. u. hist. Kl. XXX, 3), München 1918.
- <sup>67</sup> Meyn (Anm. 58), S. 130.
- <sup>68</sup> Vgl. ebenda, Dokumente 1 u. 2 und S. 89ff.
- <sup>69</sup> Ebenda, S. 11.
- <sup>70</sup> Ebenda.
- <sup>71</sup> Vgl. ebenda, S. 91f. Vgl. auch Hamann (Anm. 15), S. 415f.
- <sup>72</sup> Seine Motive sind sehr komplex, vgl. Todorov (Anm. 59), S. 11ff.
- <sup>73</sup> Christoph Columbus, *Schiffstagebuch*, Aus dem Spanischen. Übersetzung von Roland Erb, Nachw. v. Jürgen Hell, Frankfurt am Main 1981, S. 25. (Nach Meyn, Anm. 58, S. 111, die einzige einigermaßen zuverlässige deutsche Ausgabe).
- <sup>74</sup> Ebenda, S. 26.
- <sup>75</sup> Ebenda, S. 28.
- <sup>76</sup> Ebenda, S. 30.
- <sup>77</sup> Ebenda, S. 36f.
- <sup>78</sup> Ebenda, S. 39.
- <sup>79</sup> Ebenda, S. 40.
- <sup>80</sup> Frauke Gewecke, *Nachwort* zu Christoph Kolumbus, *Bordbuch* (= it 476), Frankfurt am Main 1981, S. 325; eine Auffassung, die letztlich auf Las Casas zurückgeht, vgl. Mayn (Anm. 58), S. 115, A. 9; S. 181ff und S. 357f.
- <sup>81</sup> Mayn, S. 115, A. 9.
- <sup>82</sup> Earl J. Hamilton, *American Treasure and the Price Revolution in Spain, 1501-1650* (= Harvard Economic Studies, Vol. XLIII), Cambridge, Mass., 1934, Part I; die Tabelle S. 42.
- <sup>83</sup> Mayn (Anm. 58), S. 358; im Bericht selbst (Mayn, Dokument 66) heißt es auch: „Als man den Herrscher fragte, wo denn soviel Gold gefunden werde, zeigte er mit dem Finger auf die nahen Berge und die von dort herabströmenden Flüsse“. (S. 319) - Was lag dabei näher als die Assoziation mit Physon und mit jenem Goldfluß, den Jacme Ferer 1346 gesucht hatte; vgl. Verlinden/Schmitt (Anm. 15), S. 53-57.

- <sup>84</sup> Ebenda, S. 359.
- <sup>85</sup> Vgl. dazu auch Marion Schmid, *Der weiße Fleck auf der Landkarte*, in: Karl-Heinz Kohl (Hrsg.), *Mythen der neuen Welt, Zur Entdeckungsgeschichte Lateinamerikas*, Berlin 1982, S. 264–271.
- <sup>86</sup> Zitiert nach Jean Tanguy, *Le premier voyage d'exploration – 1534*, in: *Le Monde de Jacques Cartier, L'aventure au XVI<sup>e</sup> siècle*, sous la direction de Fernand Braudel, Montréal/Paris 1984, S. 235–256, hier S. 235.
- <sup>87</sup> Ich zitiere mit Bedacht (s. u.) aus der deutschen Ausgabe: *Americae Achter Theil. In welchem Erstlich beschrieben wirt das Mächtige und Goldtreiche Königreich Guiana... mit fleiß beschrieben durch... Walthern Ralegh... , welcher... alles selber erfahren und gesehen hat im Jar 1595. und 1596... Alles erstlich in Engelländischer Sprach außgangen/jetzt aber auß der Holländischen translation in die Hochteutsche Sprache gebracht/ durch Augustinum Cassiodorum Reinium... und an den Tag gegeben/durch Dieterichen von Bry seligen/hinderlassene Erben*, Frankfurt 1599. Zugrunde liegt dieser Ausgabe die Edition von 1596: *The discovery of the large, rich, and beautiful Empire of Guiana, with a relation of the great and golden city of Manoa (which the Spaniards call El Dorado) etc., performed in the year 1595, by Sir W. Ralegh, Knt. ...*, hrsg. von Robert H. Schomburgk, London 1848.
- <sup>88</sup> *Americae Achter Theil* (Anm. 87), S. 7.
- <sup>89</sup> Ebenda, S. 47.
- <sup>90</sup> Ebenda, S. 41.
- <sup>91</sup> Ebenda. Der englische Text lautet: "There came with vs from Aromaia, a Cassique called Putijma... who desired vs to rest at the porte of his Countrey, promising to bring vs to a mountaine adioyning to his towne that had stones of the cullor of Golde, which hee performed: And... I went my selfe in the morning with most of the Gentlemen of my company, ouer lande towards the saide mountaine... ", Schomburgk (Anm. 91), S. 98 – ohne Marginalie!
- <sup>92</sup> Terence: *Phormio*, ed. by R. H. Martin, London o. J., vv. 65–68.
- <sup>93</sup> *Antike Komödien; Plautus Terenz*, in zwei Bänden, 2. Band, Darmstadt 1967. (hrsg. v. Walter Ludwig; übers. von J. J. C. Donner, Leipzig u. Heidelberg 1864), S. 1199.
- <sup>94</sup> Terence (Anm. 92), S. 91f.